

Bernd Jaspert
Menschen, Tiere und Ereignisse

*Für Inge und Ralf,
die mich jahrzehntelang
treu begleitet haben*

Bernd Jaspert

Menschen, Tiere und Ereignisse

Autobiographisches eines Theologen

Verlag Traugott Bautz
Nordhausen 2018

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet unter [http:// dnb.de](http://dnb.de) abrufbar.

© Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2018
ISBN 978-3-95948-327-8

Inhalt

Teil I

Anfänge	11
Frühe Jahre	30
„Hätte ich das gewusst“	63
Internat	90
Studium	210
Amt	302
Summa summarum	365

Teil II

Jeder Augenblick zählt	423
Rex tot	425
Eingebrochen	429
Erwischt	434

Allein	438
Schule	444
Studium	453
Bücher	461
Amt	476
Mönche und Nonnen	495

Teil III

Unvergesslich	513
Erfahrungen	517
Perspektiven	520
Was ist Wahrheit?	522
Nichts als die Wahrheit	524
Ärzte	528
Juristen	533
Theologen	534

Krank	538
Hilflos	542
Nach vorne	544
Maßstäbe	548
Erkenntnisse	550
Menschen	552
Erleuchtete Augen	556
Hoffnung	559
Zukunft ohne Vergangenheit?	561
Leben	566
Kein bisschen weise?	570
No risk, no fun	574
Krankheiten	577
Humor	580
Weiter	582
Sich anpassen	585

Selbsterkenntnis	587
Das Gesicht verlieren	590
Gut und böse	592
Erfolg	594
Zukunft	598
Gewinn und Verlust	601
Literatur	603
Register	651

Teil I

Anfänge

Zurückzudenken ist ein Abenteuer.¹ Besonders wenn es dabei um die Erinnerung an die Kindheit geht. Denn einiges ist aus dem Gedächtnis verschwunden. Trotzdem bleibt vieles unvergesslich, so dass man sagen kann: vergangen, aber nicht vergessen.

Die Frage ist, ob es wiederkehrt, wenn man sich beim Zurückdenken anstrengt.

Anderes hat sich im Gedächtnis so versteckt, dass man es erst suchen muss. Aber es ist wenigstens noch vorhanden.

Überhaupt das Gedächtnis! Es hat mir schon öfter einen Streich gespielt. Sachen oder Menschen, Ereignisse, auch Daten und Orte, an die ich mich genau zu erinnern und die ich exakt beschreiben zu können meinte, waren schließlich doch anders, als ich dachte.

Nur gut, dass es Kalender gibt, in denen das Wichtigste notiert ist. Tagebücher wären natürlich noch besser. Aber die habe ich nur eine kurze Zeit lang geführt. Zu den Anfängen sagen sie nichts. Übrigens auch die Kalender nicht. Die habe ich erst

¹ Die folgenden autobiographischen Betrachtungen beruhen zum Teil auf meinen Büchern: *Wege und Begegnungen. Erinnerungen eines Theologen*. Geleitwort von Karl Kardinal Lehmann, St. Ottilien 2011, und: *Unvergesslich. Erinnerungen eines Theologen II*, St. Ottilien 2015; Teil III wurde neu konzipiert. Gelegentliche Überschneidungen ließen sich nicht vermeiden. - Neben den üblichen Abkürzungen gebrauche ich i. W. die wissenschaftlichen Abkürzungen, die *S. M. Schwertner*, IATG³ - Internationales Abkürzungsverzeichnis für Theologie und Grenzgebiete, Berlin/Boston 2014, vorschlägt. - Fotos zum Text finden sich in dem Band: *Wege und Begegnungen*, 449-479. - Das Literaturverzeichnis bringt die in den Anmerkungen nur mit dem Haupttitel genannten Bücher und Schriften mit dem vollständigen Titel. - Auslassungen bzw. Ergänzungen von mir sind im Text durch Klammern [] gekennzeichnet.

während meines Studiums begonnen. Seitdem sind sie bis heute treue Begleiter und geben Auskunft.

So muss ich mich bei meinen Erinnerungen also doch weitgehend auf mein Gedächtnis und hier und da aufs Hörensagen von anderen verlassen. Ich bin mir aber bewusst, dass das Gedächtnis kein Computer ist. Es hat nicht alles gespeichert. Jedenfalls nicht im Bewusstsein. Was ins Unterbewusstsein abgetaucht ist, kann ich vermutlich nicht mehr ans Tageslicht holen. So lasse ich es, wo es ist: im Verborgenen. Vielleicht ist es gut so. Denn „der größere Teil eines Menschenlebens bleibt schattenhaft ..., undeutbar für immer“ (Durs Grünbein).

Dennoch gibt es noch genug Unvergessliches.

Im Übrigen muss auch nicht alles erzählt werden. Ich vermute nämlich, dass einiges von dem, was ich erlebt habe, nicht für andere, nur für mich selbst von Interesse und Bedeutung ist.

*

Meine Anfänge liegen weit zurück, im Zweiten Weltkrieg. Das meiste, was ich davon weiß, haben mir andere erzählt: meine Eltern, meine Schwester, unser Hausmädchen Paula und selten, aber noch einmal ganz anders als die eben Genannten, Tante Bertha und schließlich Opa und Oma.

Wie alle Kinder hatte ich natürlich zwei Großelternpaare, aber nur eines von ihnen ist mir gut in Erinnerung, die Eltern meines Vaters: „Opa und Oma Hochstraße“, so genannt nach der Straße, in der sie wohnten. Die Eltern meiner Mutter, Oma war ihre Stiefmutter, nannte ich nach dem Ortsteil, in dem sie ihre Metzgerei hatten, „Opa und Oma Lisse“.

Opa und Oma Hochstraße sprachen wenig über meine „kleinen Jahre“. Sie lebten einfach die Zeit mit mir, so gut, so oft und so lange sie es konnten. Ich kannte sie nur als alte Leute. Opa war 70, als ich ihn zum ersten Mal richtig wahrnahm, und Oma 69. Das war für ihr Empfinden alt.

Geboren 1880, starb Oma einen Monat vor ihrem 79. Geburtstag an Altersschwäche. Opa, Jahrgang 1879, starb vier Monate später nach dem dritten Schlaganfall, kurz vor seinem 81. Geburtstag.

An meine Geburt kann ich mich nicht mehr erinnern. Das ist gut so. Denn sie muss nicht schön gewesen sein. Auch nicht harmonisch, worauf heute so viel Wert gelegt wird. Es war nämlich laut, und es hat viel gekracht dabei: Bombenlärm.

Ich soll am 11. August 1944 gegen 13 Uhr in Wiebelskirchen/Saar auf die Welt gekommen sein. Logischerweise war ich zwar dabei, aber ich weiß es doch nur vom Hörensagen.

Der Geburtsschein, den Opa im benachbarten Rathaus besorgte, wurde am 12. August 1944 auf den Namen Willi Bernd Richard Jaspert ausgestellt. Als Rufname ist „Bernd“ unterstrichen. Das Siegel mit Reichsadler und Hakenkreuz auf meinem Geburtsschein trägt die Umschrift: „Standesamt Wiebelskirchen (Saarpfalz)“.

Im Andenken an den von ihr bewunderten, von den Nazis hochgefeierten, mit 28 Jahren auf der Autobahn bei Mörfelden-Walldorf 1938 tödlich verunglückten Rennfahrer Bernd Rosemeyer hatte sich meine Mutter diesen Namen für mich ausgesucht. Opa stimmte zu, weil so wenigstens ein Teil seines und meines Vaters Namen, wenn auch in Kurzform, erhalten blieb. Beide hießen nämlich unter anderem auch „Bernhard“.

„Willi“ - meine Mutter schrieb den Namen meistens mit „i“ - sollte an meinen Vater erinnern. Er hieß zwar mit vollem Namen

Wilhelm Karl Bernhard, wurde aber Willy genannt und befand sich damals „im Feld“. Man konnte also nicht wissen, ob er wiederkam. Da sollte wenigstens der Sohn seinen Namen weitertragen.

„Richard“ war die Ehrenbezeugung gegenüber meinem Großvater mütterlicherseits: Ernst Richard Jung (1883-1954).

Meine Mutter stand eine Stunde vor meiner Geburt noch im Laden. Wir hatten damals einen Tabakwaren- und Textilladen, den sie alleine betrieb. Denn mein Vater war im Krieg. Der Ablauf der Tage war immer der gleiche, die Geburt also eine Ausnahme.

Meine Schwester Inge, eigentlich Ingeburg, geboren am 22. Juni 1930, also gerade vierzehn, ging noch zur Schule, auf ein Lyceum in der Nachbarstadt Neunkirchen.

Fränzchen oder Franziska, die Hausangestellte, hatte zu kochen und sich um den Haushalt zu kümmern.

Die kleine, etwas füllige, aber trotzdem flinke Emma Schmidt kam jeden Abend zum Putzen des Geschäftes beziehungsweise einmal die Woche einen ganzen Tag zum Wäsche-Waschen.

Die Wäsche wurde in der Waschküche in einem großen Kessel gekocht und auf einem Waschbrett von Hand geschrubbt. Das war eine harte, schwere Arbeit. Frau Schmidt machte sie, bis sie es gesundheitlich nicht mehr konnte. Sie war, glaube ich, so alt wie mein Vater, Jahrgang 1902. Ihr Mann war Bergmann, aber beizeiten invalide und, wie mein Vater öfter meinte, „ein Faulenzer, der seine Frau für sich schaffen ließ“. Sie hatten einen Sohn, etwa so alt wie meine Schwester. Als er die Volksschule „fertig“ hatte, war er vom Arbeiten ebenso wenig begeistert wie sein Vater.

Also die Geburt: Sie fand im Bett meiner Mutter statt. Im ersten Stock eines geräumigen, aber nicht sehr großen Hinterhauses in der Hindenburgstraße 5 in Wiebelskirchen. Im etwas nie-

drigeren, quer dazu direkt an der Straße stehenden Vorderhaus befand sich das Geschäft meiner Eltern. Unter dem Dach hatte meine Schwester neben einem kleinen Wohnraum ihr Zimmerchen. Außerdem gab es hier noch einen Lagerraum.

Nach dem Krieg wurde die Straße zweimal umbenannt. Zuerst in „Brückenstraße“, von den Wiebelskirchern gern auch „Rathausplatz“ genannt, dann in „Wibilostraße“. So heißt sie heute noch. Sie erinnert an den Franken Wibilo, der im 7. oder 8. Jahrhundert hier eine Eigenkirche errichtet haben soll. Der Ortsname Wiebelskirchen begegnet zum ersten Mal als „Wibileschiricha“ in einer Urkunde aus dem Jahr 765. Damals vermachte ein gewisser Eggiold dem Kloster Fulda hier zwei Höfe.

Nach Auskunft des Heimatforschers Kurt Hoppstädter, der sich intensiv mit der Geschichte Wiebelskirchens befasst hat, weiß man nicht genau, was aus der Schenkung geworden ist. Sicher ist aber, dass das Dorf schon vor 1200 zur Grafschaft Saarbrücken gehörte, „bei der es bis zum Frieden von Lunéville 1801 blieb. Im frühen Mittelalter der wichtigste Stützpunkt der Grafen zur Wahrnehmung ihrer Vogtrechte an dem im 9. Jahrhundert bei Wiebelskirchen gegründeten Kloster Neumünster [...], verlor es diese Rolle seit dem 14. Jahrhundert an Ottweiler. In etwa der gleichen Zeit wurde eine auf dem Südteil der Gemarkung um eine neue Kirche entstandene Siedlung (Neunkirchen) selbständig, in die auch im 16. Jahrhundert die an der unteren Oster gelegenen Eisenschmelzen verlegt wurden, aus denen sich das Neunkircher Eisenwerk entwickelte“², das erst 1982 im Zuge der allmählichen Beendigung der saarländischen Montanwirtschaft geschlossen wurde. 1984-1986 wurde der größte Teil des Werkes abgerissen. Nur ein kleiner Rest blieb als industriearchä-

² *Heimat- und Kulturverein e. V. (Hg.), Wiebelskirchen in Bildern, o. O. o. J. (Wiebelskirchen 1980), 6.*

ologisches Denkmal - ähnlich wie beim Weltkulturerbe Völklinger Hütte - erhalten.

Im 19./20. Jahrhundert gehörte das Neunkircher Eisenwerk oder, wie man hier sagte, „die Neinkeier Hitt“, der Familie Stumm. Einige Mitglieder dieser Großindustriellendynastie, die viele Jahre der evangelischen Kirche sehr gewogen war, spielten zur Zeit Bismarcks eine weit über das Saarland hinausreichende Rolle in der Wirtschafts- und Sozialpolitik. In Berlin sprach man damals von der „Ära Stumm“.

*

Einer der weit über die Grenzen des Saarlandes hinaus bekanntesten Vertreter der Familie war Carl Ferdinand Freiherr von Stumm-Halberg (1836-1901).³ Er war zwölf Jahre alt, als sich sein Vater Carl Friedrich Stumm 1848 das Leben nahm. Nach seiner 1852 „vorzüglich“ bestandenen Reifeprüfung arbeitete Carl Ferdinand zunächst zwei Jahre als Lehrling im väterlichen Neunkircher Eisenwerk. Dann studierte er von 1854 bis 1858 in Bonn und Berlin Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft und Eisenhüttenkunde. Anschließend trat er in die Geschäftsführung des Eisenwerks ein, die sein Onkel Karl August Böcking nach dem Selbstmord des Vaters treuhänderisch übernommen hatte.

Aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 kehrte Carl Ferdinand Stumm, ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz, als Rittmeister heim. Nun überließen seine drei Brüder ihm als dem Ältesten die Unternehmensleitung allein.

³ Vgl. G. Brakelmann, Carl-Ferdinand Stumm (1836-1901), Bochum 1993; R. van Dülmen (Hg.), Stumm in Neunkirchen, St. Ingbert 1993.

Manche Politiker und Journalisten nannten Stumm damals den „König der Hammerschmiede“ oder gar den „Herrscher von Saarabien“. Damit wollte man andeuten, welche Macht Stumm neben dem rheinischen Eisenindustriellen August Thyssen im wirtschaftlich-politischen Leben hatte. So wurde das Saarland auch gerne etwas spöttisch als das „Königreich Stumm“ bezeichnet.

Der Saarbrücker Kirchenhistoriker Joachim Conrad schildert Stumms Wirken so: „Sein Management war vorbildlich. Die hauseigene Kokerei deckte den Koksbedarf der Hochöfen in der Eisenhütte. Die von der Hochofenanlage getrennt agierende Gießerei konnte außer Gußeisen auch Gußstahl und Buntmetalle produzieren. Durch die Wiedergewinnung des lothringischen Departements Moselle im sog. Reichsland Elsaß-Lothringen hatte Stumm Zugriff auf die wertvollen lothringischen Minetteerze, die er seit 1874 in hauseigenen Gruben abbauen ließ. Der Bau des ersten Thomas-Stahlwerkes 1880 ging auf die Initiative und Einsicht Stumms zurück. Der Stummsche Besitz umfaßte inzwischen die Neunkirchener und die Halberger Hütte. In Dillingen war Stumm Vorsitzender des Aufsichtsrates der dortigen Hütte; durch verschiedene Verflechtungen hatte er zudem Zugriff auf die Werke in Burbach und St. Ingbert. Auch führte Stumm nun eine umfangreiche Qualitätskontrolle ein und verhinderte damit langwierige Reklamationen bei ausgelieferten Waren. Seit 1873 gab Stumm die Anweisungen an seine Beamenschaft in Form von ‚Circularen‘; er führte auch regelmäßige Dienstbesprechungen ein. Jeder Arbeiter hatte die Möglichkeit, das direkte Gespräch mit Stumm zu suchen, was ihm auch Beamte und Meister in der Firma nicht nehmen durften. Stumm schaffte so ein gewisses Vertrauensverhältnis und gab ein Beispiel für moderne Personalführung. Eher aristokratisch und der

Vergangenheit verhaftet war der Bau einer Schloßanlage in historischem Stil auf dem Saarbrücker Halberg, auf dem zuvor ein barockes Lustschloß der Fürsten von Nassau-Saarbrücken gestanden hatte. 1888 durch den todkranken Kaiser Friedrich III. in den Adelsstand erhoben - eine Berufung bereits 1868 hatte Stumm abgelehnt -, wurde dem Freiherrn 1891 erlaubt, den Doppelnamen eines Freiherrn von Stumm-Halberg zu tragen. Seit März 1889 wieder Mitglied des Reichstages⁴, wirkte er mit am Bismarckschen Alters- und Invalidensicherungsgesetz. Freiherr von Stumm erwarb sich in der Auseinandersetzung zwischen Bismarck und Wilhelm II. die Achtung des Kaisers, der ihn 1892 auf Schloß Halberg besuchte und die Wohlfahrtseinrichtungen in Neunkirchen besichtigte.

In seinem Hüttenstandort Neunkirchen an der Blies bemühte sich Stumm um die Entfaltung eines reichen evangelischen Kirchenlebens. Als die mittelalterliche Pfarrkirche nicht mehr genügte und der Bau einer neugotischen Kirche in der Oberstadt begann, initiierte Stumm den Bau einer weit größeren neugotischen Kirche nach den Plänen des Architekten Johann Wiethase in der Unterstadt. Die Grundsteinlegung erfolgte am 10. Mai 1867, die Einweihung wurde am 14. September 1869 gefeiert. Familienmitglieder aus dem Hause Stumm schenkten eine Orgel der Fa. Stumm/Rhaunen mit 24 Registern, drei Glocken und die Vasa sacra. Für den Ort zu Füßen seiner Residenz am Halberg stiftete Stumm ebenfalls eine Kirche im neoromanischen Stil. Den Entwurf lieferte der Architekt Ferdinand Schorbach aus Hannover; die Einweihung fand am 18. Juni 1882 statt. An dieser Stelle behielt sich Stumm das Patronat über die Pfarrstelle vor.

⁴ 1881 hatte er sich mit Bismarck und dem Minister für öffentliche Arbeit, Albert von Maybach, über der Frage zerstritten, wie im Saargebiet gegen sozialdemokratische Agitationen in Staatsbetrieben vorzugehen sei.

Die Sorge Stumms um die Arbeiterschaft erwuchs einer strengen protestantischen Ethik. Unerträglich war ihm der wachsende Einfluss der Sozialdemokratie. In der Auseinandersetzung mit ihr formulierte Stumm seine Verantwortung: „Ich für meine Person würde keinen Augenblick länger an Eurer Spitze aushalten, wenn ich an die Stelle meines persönlichen Verhältnisses zu jedem von Euch das Paktieren mit einer Arbeiterorganisation unter fremder Führung setzen müßte. [...] Ein solches Verhältnis wie zu einer fremden Macht würden mir schon mein sittliches Pflichtgefühl und meine christliche Überzeugung verbieten. [...] Sollte dies jemals anders und ich in der Tat verhindert werden, den Arbeiter auch in seinem Verhalten außer dem Betriebe zu überwachen und zu rektifizieren, so würde ich keinen Tag länger mehr an der Spitze der Geschäfte bleiben, weil ich dann nicht mehr imstande sein [...] werde, die sittlichen Pflichten zu erfüllen, welche mir mein Gewissen vor Gott und meinen Mitmenschen vorschreibt. Ein Arbeitgeber, dem es gleichgültig ist, wie seine Arbeiter sich außerhalb des Betriebes aufführen, verletzt meines Erachtens seine wichtigsten Pflichten.“⁵

Aus solchem Pflichtgefühl heraus förderte Stumm auch unentwegt „den Wohnungsbau für die Hüttenarbeiter, sorgte für die Einrichtung von Spitälern und unterhielt die ‚Herberge zur Heimat‘ in Neunkirchen aus seinem Vermögen. Dafür verlangte er im Gegenzug Gehorsam, Sitte und Anstand.“⁶ So fühlte er sich als Patriarch einer großen Familie. Sein soziales Engagement verstand er nicht als einen Beweis für Verdienste um die christliche Nächstenliebe. Er sah darin „nichts“ anderes als lediglich seine „Pflicht als Christ und als Haupt der großen Neunkircher

⁵ J. Conrad, Art. Stumm-Halberg, Carl Ferdinand Freiherr von, BBKL 23 (2004) (1449-1460) 1451-1453.

⁶ A.a.O., 1453.

Arbeiterfamilie“.⁷ Für Stumm war sein Bemühen um die Arbeiterschaft nur ein praktisches Christentum, für das er sich vor Gott verantwortlich fühlte.

„Auf diese Weise hoffe ich“, rief er einmal seinen Arbeitern zu, „daß Ihr für die Lockungen der Sozialdemokraten und anderen falschen Propheten unempfänglich bleibt, das ist die beste Wohlfahrtseinrichtung, welche ich Euch gewähren und hinterlassen kann. Bleibt fest für alle Zeit in der alten, unerschütterlichen Treue zu unserem erhabenen Monarchen, bleibt fest in der christlichen Nächstenliebe und der echten Gottesfurcht, welcher Konfession Ihr auch angehört, dann wird es Euch nach menschlichem Ermessen auch fernerhin wohlergehen.“⁸

Ganz in diesem Sinne förderte Stumm zunächst das seit dem 5. Juli 1874 erscheinende „Evangelische Wochenblatt für die Kreise Saarbrücken, Ottweiler, St. Wendel und Umgegend“.⁹ Trotz der überwiegend katholischen Bevölkerung, die meistens „Nach der Schicht“ las, fand es bald eine weite Verbreitung.

Auseinandersetzungen zwischen Stumm und der evangelischen Pfarrerschaft blieben nicht aus. Im so genannten „Patriotenkrieg“ von 1895, in dem Stumm die Pfarrer als Staatsfeinde und vaterlandslose Gesellen verdächtigte, erklärte der greise Saarbrücker Superintendent Gustav Adolf Zillessen, er sei zwar

⁷ Ebd.

⁸ A.a.O., 1454.

⁹ Heute: Sonntagsgruss. Evangelisches Wochenblatt an der Saar. - Das katholische Pendant dazu war das Wochenblatt: Nach der Schicht. Arbeit am Volk im Dienste Gottes. Religiöse Familienzeitschrift. Das Blatt, das 1905-1974 erschien, richtete sich in erster Linie an die katholische Arbeiterschaft. Initiator und erster Herausgeber war der Wiebelskircher katholische Pfarrer und spätere Prälat Johannes Schütz. Als Vorbild diente ihm wohl die seit 1889 ein paar Jahre lang in Zwickau erschienene Deutsche Bergarbeiterzeitung „Nach der Schicht“.

„kein persönlicher Feind des Freiherrn von Stumm“, jedoch durchaus „ein Freund seines Systems“, das sich ihm „je länger je mehr als ein System der brutalen Gewalt unter völliger Nichtachtung des unveräußerlichen Rechts jeder anderen Persönlichkeit enthüllt hat“.¹⁰

Stumms gelegentliches Eingreifen in die Redaktionsgeschäfte des „Evangelischen Wochenblattes“ kam praktisch einer Zensur gleich und verstärkte noch die Spannungen zwischen der Pfarrer- und der Arbeiterschaft auf der einen und ihm und dem Kaiser auf der anderen Seite. Zu allem Unglück ließ Wilhelm II. im Februar 1896 ein Telegramm an Stumm veröffentlichen, in dem es hieß: „Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht.“¹¹

Allerdings waren die Pastoren, ansonsten durchweg monarchisch und national gesinnt, ganz anderer Meinung, wie die von ihnen überall, so auch an der Saar, initiierte oder forcierte Gründung von Rechtsschutzvereinen zeigt. Sie sollten die vor hundert Jahren errungene Gleichberechtigung für den so genannten dritten Stand nun auch für den vierten, das heißt die Arbeiter, erreichen. Daran nahm Stumm jedoch schwersten Anstoß.

So stellte er sich in den neunziger Jahren dann mehr und mehr gegen die überall, so auch im Saargebiet, aufblühenden evangelischen Arbeitervereine. Er verdächtigte sie eines gefährlichen Hanges zur Sozialdemokratie, die er als nationalkonservativer und königstreuer Mann, zumal seitdem er geadelt wurde, zutiefst verachtete und ablehnte.

Zur gleichen Zeit wie die evangelischen Arbeitervereine entstanden in einer deutschen Landeskirche nach der anderen auch

¹⁰ Zitiert bei *J. Conrad*, Art. Fauth, Adolf Ludwig, BBKL 23 (2004) (356-375) 359.

¹¹ Zitiert ebd.

die evangelischen Pfarrervereine aus einem ähnlichen Gedanken heraus: Rechtsschutz gegenüber den Kirchenleitungen und dem Staat.

Der Gründer des ersten evangelischen Arbeitervereins an der Saar (1885) und langjährige Mitarbeiter und Herausgeber des „Evangelischen Wochenblattes“, das schließlich 1889 wegen „Staatsgefährlichkeit“ vorübergehend verboten wurde, der Gersweiler Pfarrer und Homöopath Adolf Fauth, prangerte in seinen in loser Folge im „Evangelischen Wochenblatt“ erschienenen „Beiträgen zur Lösung der Sozialen Frage“ (1889-1901) zu Stumms Ärger die Missstände bei der Behandlung der Arbeiter durch die Arbeitgeber an, besonders was die Entlohnung und die Arbeitszeit betraf.

*

Die Stumms waren eine weit verzweigte Sippe, die aus dem Hunsrück stammte. Die Neunkircher und die Saarbrücker Stumms sahen in dem Schmied Johann Nikolaus Stumm in Rhauen ihren Gründervater. Denn er richtete hier im Jahr 1715 den ersten Stahlhammer weit und breit ein. Seine Nachfahren betrieben dann die ersten Stahlhämmer im Saarland und begründeten damit den industriellen Aufschwung des bis dahin durchweg agrarisch geprägten Gebietes zwischen der Blies im Osten, der Saar im Süden, der Mosel im Westen und dem Schwarzwälder Hochwald und dem Hunnenring im Norden.

Am Stumm-Denkmal, einem imposanten, überlebensgroßen Metallmonument von Carl Ferdinand vor der Hauptverwaltung der Stummschen Eisenwerke in Neunkirchen, fuhr ich 1954-1956 regelmäßig mit der Straßenbahn vorbei zum Neunkircher Real-